Sprachkunde

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1974)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bevor wir zu schreiben beginnen, müssen wir den *Kern der Sache* herausschälen. Wir müssen die Materie durchdenken, sie klar ordnen. Schreiben beginnt also nicht mit dem Schreiben, sondern mit dem Denken. Wir müssen auch die Mühe auf uns nehmen, Geschriebenes zu *korrigieren;* denn „Alles Eigene gefällt, solange es im Entstehen begriffen ist. Deshalb müssen wir immer wieder mißtrauisch überprüfen, was wir fertiggebracht haben." So *Quintilian* (römischer Redelehrer).
Auch *Manager* brauchen sich des Korrigierens nicht zu schämen. Die Manuskripte mancher Schriftsteller sehen aus wie Schlachtfelder. Korrigieren ist eine Schule des Schreibens. Und *die Schule des Schreibens ist die Schule des Denkens.* Das Denktraining aber erhöht unsere Denkkapazität, und daß diese ein lohnendes Ziel ist, sehen wir alle ein.

A. Wirz, Werbeberater („NZZ")

Sprachkunde

Das absolute Partizip

Kürzlich wurde ich von einem Lateinlehrer angefragt, ob es im Deutschen eigentlich so etwas wie ein Gegenstück zum lateinischen Ablativus absolutus gebe, und er brachte gleich ein paar Beispiele für eine Art von absolutem Genitiv, da es ja im Deutschen keinen Ablativ gibt. Die Beispiele sind mir nicht mehr gegenwärtig; aber natürlich gibt es solche Formen — man müßte schon fast Formeln sagen — wie etwa: „Stehenden Fußes eilte er zum König" oder „Offenen Mundes (oder gröber: Maules) hörte er zu." Aber solche absolute Partizipien sind gefährlich. Der große Stilist Ludwig Reiners sagt in seiner „Stilkunst": „Alle absoluten Partizipien gehören in den stilistischen Giftschrank, aus dem sie nur die größten Sachverständigen in kleinen Dosen hervorholen dürfen."
Ebenso berichtet Reiners von dem Rex participalis, nämlich von König Ludwig I. von Bayern. Aha! werden Sie sagen, das ist der mit der schönen Tänzerin Lola Montez! Genau der ist es, und die beiden absoluten Partizipien, die der König, auch bekannt als der Gründer der Alten Pinakothek, verbrochen hat, drehen sich gerade um Lola Montez. Er schrieb über die Tänzerin, deren erste Liebe er zu sein glaubte: „Daß ein nie ein schönes Gesicht gehabt habender Mann einer einundzwanzigjährigen Schönheit die erste wahrhafte Liebe einflößte, das tut wohl. (Ich) vergesse nie, als von Stieler gemalt werdend, sie (zu) mir äußerte: „Ich kann München nicht verlassen."
Dem Rex participalis werden auch folgende Verse zugeschrieben:

„Süß und labend
war der Abend
es sich ausgeregnet habend."

Ganz böswillig aber sind die Verse, die er an seinen kinderlosen Schwager Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gerichtet haben soll, als ihn dieser von Lola Montez trennen wollte:

„Stammverwandter Hohenzoller
sei nicht länger mir ein Groller,
lasse mir die Lola Montez,
selber habend nie gekonnt es."

teu.

Nominativ (Werfall) oder Akkusativ (Wenfall)?

Eigentlich möchte ich das Fragezeichen weglassen. Denn verschiedene Beobachtungen beweisen, daß für viele Schreiber die Unterscheidung der Fälle eins und vier, Nominativ und Akkusativ, tatsächlich einen schwierigen Fall darstellt. „... ein schwieriger Fall darstellt", würde der und jener hier geschrieben haben — nicht weil er in der Schule „bei der Deklination jedesmal gefehlt" hätte, sondern weil er Denken und Schreiben nicht rasch und folgerichtig genug aufeinander abstimmt: er denkt, ... daß es ein schwieriger Fall *ist,* entschließt sich dann aber „unterwegs" (wahrscheinlich ganz unbewußt), den Satz mit einem Verbalausdruck zu beenden, der „mehr ausmacht". Und schon ist das Malheur geschehen; denn die Verben darstellen oder bedeuten verlangen — im Gegensatz zu „sein" — den Wenfall: das bedeutet einen schwierigen Fall, stellt einen schwierigen Fall dar.
Doch dieser wie man meinen sollte, nicht allzu schwierige Fall ist nur ein erstes Beispiel von Unsicherheit in der Anwendung der Fälle. Einen weitern lästigen Fallfehler, den vor allem der Zeitungsleser häufig antrifft, wird ausgelöst... Halt, nein, das geht schief! Sagen wir's doch lieber so: Ein Fallfehler, den der Zeitungsleser häufig antrifft, wird ausgelöst durch eine besondere Satzkonstruktion. Ein eingeschobener Nebensatz beginnt mit dem bezüglichen Fürwort „den" oder „welchen", hat also deutlich akkusativischen Charakter. Statt nun den dazugehörenden Umklammernden Hauptsatz seinen eigenen grammatischen Weg gehen zu lassen, gleichen ihn gewisse Schreiber dem Attributsatz an und setzen einen Wenfall, wo nur der Werfall möglich ist. So kürzlich ein Redaktor in seinem renommierten Blatt: „Den Eindruck, den die Ankömmlinge machen, spricht eher dafür, daß sie vom Extremismus genug haben." — *Wer* spricht für diese Annahme? *Der* Eindruck... natürlich.
Möchte man hier noch an einen Druckfehler glauben, die folgenden Stilmuster bestätigen, daß auch Angehörige der schreibenden Zunft sich wirklich nicht selten in Deklinationsschwierigkeiten verstricken, so sehr, daß man diese Herrschaften selbst als „schwierige Fälle" bezeichnen möchte. In einer Unterhaltung mit dem Fernost-Mitarbeiter der ...-Zeitung soll Nationalrat Alfred Weber gesagt haben: „Den ersten Eindruck, den ich in China gewann, war eine gewisse Angst vor einem möglichen Angriff durch die Sowjetunion." Und der gleiche Schreiber legt dem Basler Volksvertreter Andreas Gerwig den Satz in den Mund: „Den ersten Eindruck, den man als Chinareisender bekommt, ist das Bild einer riesigen Gärtnerei." Nach dem genau gleichen (gleich falschen) Muster hat der Mitarbeiter eines andern Blattes seine Meldung gebastelt. Sein Corpus delicti steht in der Berichterstattung über die Rede, die der deutsche Bundeskanzler im Oktober 1972 vor dem Parteitag der SPS in Interlaken hielt. „Den Applaus, den er dafür erntete, war Ausdruck der Anerkennung, in Brandt das Vorbild eines sozialdemokratischen Staatsmannes sehen zu können."
Angesichts solcher Fall-Wirrnisse ist man versucht, ein berühmtes Wort aus dem „Hamlet" abzuwandeln: Ist dies schon grammatischer Unsinn, hat es doch Methode. Zum Glück gibt es einen Trost: Das Sprichwort vom Hans, der nicht mehr lernt, was er nicht als Hänschen gelernt hat, ist zu drei Vierteln oder mehr falsch! Auch schwierige Fälle und Unfälle dürfen uns nicht die Hoffnung rauben.

Hans Sommer